

Cornelia Pichler  
Wenn der Wind sich dreht  
Roman



Cornelia Pichler

# Wenn der Wind sich dreht

Roman



[www.editionkeiper.at](http://www.editionkeiper.at)

© edition keiper, Graz 2015

1. Auflage April 2015

literatur nr. 50

Layout und Satz: textzentrum graz

Coverbild: Stock Foto - traditional style stairway of Santorini, Greece

Bildnummer: 87046790. © S.R.Lee Photo Traveller

Covergestaltung: Karola Kressmayer

Autorenfoto: Marion Luttenberger

ISBN 978-3-902901-69-9



→ Kultur, Europa,  
Außenbeziehungen



Gedruckt nach der Richtlinie des  
Österreichischen Umweltzeichens  
„Druckerzeugnisse“.  
Druckerei Theiss GmbH, Nr. 869



## 1. KAPITEL

Ich sitze vor dem riesigen Fenster und frage mich, warum ich mich immer von meinem Umfeld manipulieren lasse. Weshalb bin ich immer diejenige, die lächelnd in den sauren Apfel beißt? Ist das eine genetische Veranlagung oder einfach nur Resignation?

Ich schaffe es nicht, mich weiter in das Thema zu vertiefen, denn plötzlich läutet es in meiner Handtasche. Ich versuche, mein Mobiltelefon zu finden – wieder einmal. Jedes Mal stehe ich dabei vor einer logistischen Herausforderung, da ich ungefähr zwanzig größere und kleinere Dinge von rechts nach links befördern muss, alles umdrehe und jede kleine Innentasche durchwühle, bis ich schlussendlich schweißgebadet mein blinkendes Handy in der Hand halte. Abermals schwöre ich, dass ich einen definierten Platz in meiner Tasche finden werde, um dieses Suchchaos in Zukunft zu vermeiden. Ich blicke aufs Display und sehe »Ellie« aufleuchten. Das ist meine älteste Freundin und mitfühlende Komplizin, wenn es um ungewünschte Namensgebung geht. Sie heißt »Elfriede« und hasst ihren Namen fast so sehr wie ich den meinen, »Josephine«. Folglich sind wir Verbündete und beharren beide auf die Verwendung unserer Kurzformen.

»Hallo, Jo. Toll, dass ich dich erreiche, ich muss dir unbedingt erzählen, was gestern vorgefallen ist.«

Ellie kenne ich, seit ich zehn bin, wir haben schon zusammen die Schulbank gedrückt. Da ich keine Schwester habe, mir aber immer eine gewünscht hatte, erkor ich die kleine, dünne Blondine, die sich am ersten Schultag schüchtern neben mich setzte, zu meinem weiblichen Geschwisterteil.

*Für meine Großmutter und meine Mutter,  
zwei außergewöhnliche Frauen.*

*Und für alle Frauen, die sich selbst noch nicht  
gefunden haben. Ihnen steht eine aufregende Reise bevor.*

Wir wuchsen zusammen wie Pech und Schwefel und ergänzten uns in vieler Hinsicht. Sie war die Tochter einer Bäckerfamilie und wurde jeden Tag mit Nusskipferln und Marmeladenstangerln ausgestattet, während meine Pausenmahlzeiten meist aus mit Schinken und Käse belegten Broten bestanden. Sie konnte keinen Zucker mehr sehen und nahm freudestrahlend meine Jause in Empfang, während ich mit einem Lächeln im Gesicht ihre Süßigkeiten vernaschte. Wir hatten das Gefühl, dass unsere Symbiose ein Wink des Schicksals war und beschlossen, für immer gemeinsam durchs Leben zu gehen. Als wir das Gymnasium beendeten, trennten sich allerdings unsere Wege, ich ging nach Graz und sie nach Wien, wo sie noch immer wohnt. Obwohl sie ein völlig anderes Leben führt als ich, haben wir uns nicht entfremdet und pflegen unseren Kontakt auf eine liebevolle Weise, wie es bei Seelenschwestern eben der Fall ist.

Ellie ist inzwischen eine Geschäftsfrau, die sich alles erkämpft und ihre einstige Schüchternheit und Vorsicht in Entschlossenheit und schlaues Kalkül verwandelt hat. Sie meistert souverän einen Männerjob und fürchtet sich von keiner Herausforderung. Allerdings konzentrierte sich Ellie in den letzten Jahren so sehr auf ihren Job, dass ihr Privatleben zu kurz kam und sie keine Beziehung aufrechterhalten konnte. Manche Männer, die sie nicht verstanden, flüchteten, andere, in denen sie das Falsche gesucht hatte, nutzten sie aus. Am Ende blieben Tränen und Verzweiflung und sehr wenig Hoffnung. Das machte sie einerseits sehr verletztlich, aber auch hart und manchmal oberflächlich, weil sie mir erklärte, dass sie nicht vorhabe, sich wirklich auf einen Mann einzulassen. Dies würde nur zu einer weiteren Enttäuschung führen und deshalb ziehe sie es vor, sich

künftig eher auf lockere Geschichten einzulassen. Anscheinend erwartet mich nun die Schilderung einer solchen.

»Ellie, ehrlich gesagt bin ich ...«

»Du musst dir das anhören. Also ich war mit Steffen, du weißt ja, meinem schwulen Freund, auf dieser Party. Völlig sinnlos, dachte ich vorher, denn wie immer, wenn Steffen mir das Blaue vom Himmel verspricht, lande ich in einer Wohnung voller Männer, die an mir so viel Interesse haben wie an einer Zahnextraktion. Früher oder später würde ich auf einem Sofa sitzen und mir die traurige Geschichte eines wunderschönen Tänzers anhören, der von seinem Choreografen betrogen wurde. Ich fahre meinen Radar aus und erkenne sofort, dass es sich um lauter Schwule handelt, die gegenseitig ihr Ego aufbauen, indem sie sich schildern, wer eine Menge abgenommen hat und wer eine makellose Haut präsentiert. Mein Gott, kann es etwas Schlimmeres als eitle Männer geben? Ja, schwule eitle Männer! Jedenfalls suche ich gleich die Bar auf und beschließe, mich zu betrinken. Steffen ist inzwischen auch abgehauen und streichelt wahrscheinlich irgendeinen Bodybuilder, denn er steht auf diese hirnlosen, braun gebrannten und auf ihren Körper fixierten Überbleibsel aus den Achtzigern. Also bestelle ich ein Wodka-Tonic, und als mir der Barkeeper das Glas in die Hand drückt und mich mit seinen katzengrünen Augen fixiert, werden meine Knie plötzlich weich. Eindeutig ein Exemplar der heterosexuellen Fraktion.«

»Ein Barkeeper, Ellie? Sehr interessant. Du weißt aber schon, dass du Managerin in einem internationalen Unternehmen bist?«

»Ich weiß, aber blöderweise gibt es keine Manager in meinem Alter, die erstens noch zu haben sind und zweitens gut aussehen.«

»Wie tiefsinnig.«

»Das ist ja noch nicht alles. Er war wahnsinnig sexy und sehr charmant, und nach einigen Floskeln kamen wir richtig ins Gespräch. Ich war gar nicht mehr sauer auf Steffen, dass er mich auf diese Party geschleppt hatte. Jason, so heißt er, studiert Betriebswirtschaft und hat enormes Interesse an meiner Arbeit.«

»Er studiert? Wie alt ist dieses Prachtexemplar denn?«, frage ich vorsichtig nach.

»Alter wird doch sowieso überschätzt, meine Liebe. Er ist jung, das gebe ich zu, aber er küsst bereits wie ein Weltmeister«, flötet Ellie am anderen Ende der Leitung.

»Wie jung, Ellie? Und ihr habt euch geküsst?«

»Na ja, er ist im zweiten Semester, also ...«

»Bist du von allen guten Geistern verlassen? Neunzehn?«

»Ja, das könnte hinkommen. Das erklärt auch seinen Waschbrettbauch. Männer über dreißig haben selten einen Waschbrettbauch ... da spreche ich aus Erfahrung.«

Mein Mann Robert hatte nie einen Sixpack, und doch fand ich ihn körperlich immer sehr anziehend, aber dieses Argument will ich gar nicht vorbringen, da ich weiß, dass Ellie Robert nicht mag. Seit Jahren versucht Elli vergeblich, seine von mir gepriesenen Stärken zu erkennen, und manchmal kann ich es ihr nicht übel nehmen. Vor allem in den letzten Jahren. Irgendwie kann ich selbst nicht mehr in euphorische Lobreden ausbrechen, wenn es um meinen Mann und den Vater meiner Tochter geht. Ich weiß nicht, was sich genau geändert hat – vielleicht hat sich nicht wirklich etwas geändert und genau das ist das Problem –, es fühlt sich nur irgendwie anders an. Wie eine Idee, die mal gut war und an der man festhält, obwohl man die Gründe dafür nicht mehr nachvollziehen kann.

»Jo? Bist du noch da?«

»Sicher, entschuldige. Wo waren wir? Er ist neunzehn und du bist ... lass mich überlegen ... achtunddreißig!«

»Danke, zählen kann ich selber. Aber ich sage dir, der Mann wirkt viel reifer und er kann Dinge mit seiner Zunge machen, die ich bisher nicht für möglich gehalten habe.«

»Danke für die Details über den Zungenakrobaten. Kann man den buchen?«

»Ich werde ihn fragen, du Scherzkeks. Aber ich bin schließlich erwachsen und sollte regelmäßig Sex haben, um einigermaßen ausgeglichen zu wirken.«

»Du hattest mit dem Typen Sex? Auf der Party?«

»Nein, im Grunde haben wir uns nur wild geküsst, schließlich waren wir die einzigen Heteros auf dem Event. Er wollte, dass ich in seine Wohnung mitkomme, aber das habe ich dann doch abgelehnt. Wer weiß, wahrscheinlich handelt es sich um eine heruntergekommene Wohngemeinschaft, in der es nur ein Badezimmer und eine Toilette gibt. Das muss ich dann doch nicht haben.«

»Ich bin beeindruckt, auf solche Nebensächlichkeiten achtest du nicht immer, wenn ich mich recht erinnere.«

»Wärm doch nicht schon wieder die alte Geschichte auf! Ich war sechzehn und hatte keine Ahnung, dass der Typ in einer Garage wohnte.«

»Haben wir nicht noch irgendwo ein Foto dieses Herzensbrechers? Ich müsste wieder mal meine Erinnerungskiste hervorholen.«

»Wage es ja nicht und fang endlich an, dich von dem alten Zeug zu trennen, das ohnehin kein Mensch mehr sehen will.«

»Wer weiß, wenn du mal alt und grau bist und ich dich im betreuten Wohnheim besuche, wirst du dich über alte

Erinnerungsfotos, auf denen junge knackige Burschen zu sehen sind, freuen.«

»Du bist schließlich älter als ich – also wer wird hier wohl wen besuchen?«

»Zwei Monate Altersunterschied würde ich jetzt nicht unbedingt als Argument ins Rennen schicken.«

»Jeder Tag zählt, Süße, im Kampf um den Thron. Aber kommen wir nicht vom Thema ab. Wenn du ihn gesehen hättest, Jo! Du hättest auch nicht widerstehen können. Diese Grübchen und das Lachen, einfach umwerfend.«

»Er ist ein neunzehnjähriger Barkeeper, Ellie. Er tut den ganzen Tag, beziehungsweise die ganze Nacht, nichts anderes, als zu lächeln und irgendwelche Frauen zu küssen. Wenn der nicht süß wäre – wer dann?«

»Sehr witzig. Jedenfalls hat er mir seine Telefonnummer auf meinen Bauch geschrieben und mich gebeten, mich bald bei ihm zu melden. Um dort weiterzumachen, wo wir aufgehört haben.«

»Noch einmal zum Mitschreiben: Er ist neunzehn, du achtunddreißig!«

»Ich überlege mir die ganze Zeit, ob ich ihn anrufen soll.«

»Spreche ich Chinesisch?«

»Was habe ich zu verlieren? Ich will keine feste Beziehung und seine Küsse versprechen einiges, im schlimmsten Fall erlebe ich eine traumhafte Nacht und sehe ihn nie wieder.«

»Ellie, möchtest du dir nicht jemanden suchen, mit dem es sich lohnt, eine Beziehung aufzubauen, etwas Festes, etwas für ...«

»... den Rest meines Lebens, meinst du? Jo, du bist doch diejenige, die das Glückslos gezogen hat, so oft gibt es das nicht. Sei dankbar, dass du dich nicht im Dschungel der einsamen Herzen über fünfunddreißig befindest. Da ist we-

nig Platz für Romantik, das ist beinhart und jeder versucht, das Beste für sich rauszuholen. Wenn es sich in Form eines neunzehnjährigen Barkeepers offenbart, dann sollte man zugreifen. Es könnte der Jackpot des Monats sein.«

Ich muss lächeln, denn meine weise Freundin hat recht und ich frage mich, ob ich jetzt gerade gerne mit ihr tauschen würde. Ein Abenteuer, das keine Zukunft verspricht und sich trotzdem so wahnsinnig gut anfühlt. Wann habe ich so etwas das letzte Mal erlebt?

»Wenn das so ist, Schätzchen, dann hol ihn dir. Falls du nächste Woche das Gefühl hast, es war ein Fehler, ruf mich an und lass dich trösten.«

»Schade, dass immer nur ich Fehler begehe. Ich würde auch gerne einmal für dich da sein.«

»Jedes Mal, wenn ich mit High Heels durch die Stadt laufe, mache ich einen Fehler. Wo bist du dann?«, scherze ich.

Mein Flug wird aufgerufen und ich erkläre Ellie, dass ich aufhören muss.

»Was ist los? Wo bist du?«

»Ich fliege gleich nach Rhodos. Mein Flug wurde gerade aufgerufen.«

»Wirklich? Warum fliegst du plötzlich zu Lisa?«

»Sie ist gestorben.«

Stille am anderen Ende der Leitung. Dann ist Ellie wieder da: »Wie bitte? Was ist passiert?«

»Krebs. Es war Krebs.«

»Ich wusste ja nicht, dass Lisa krank war.«

»Wir wussten es alle nicht, Ellie. Ich muss jetzt los, wir reden später. Ich habe vor, einige Zeit bei meinen Verwandten in Griechenland zu bleiben, da werden wir sicher das eine oder andere Mal telefonieren.«

## 2. KAPITEL

»Hey, nicht so schnell! Wo sind Robert und Sam?«

»Robert musste ungeplant nach Island, um dort die Revitalisierung eines Unternehmens zu koordinieren, und Sam wird einige Wochen in Stemmling bei meinen Eltern verbringen. Tante Lisas Tod hat uns alle überrascht und wir mussten kurzfristig nach einer Lösung suchen.«

»Deine Eltern und Verwandten haben also entschieden, dass du nach Griechenland fliegst.«

»Du kennst sie.«

»Keiner von ihnen wollte also fliegen ...«

»Niemand außer mir hat je ein Flugzeug bestiegen.«

»Und damit gab es auch keine Diskussionen.«

»Nicht wirklich, und deshalb, Ellie, muss ich das Gespräch nun beenden, denn die schon etwas ungeduldige Flugbegleiterin möchte meinen Boarding Pass sehen.«

»Wie lange bleibst du weg?«

»Mal sehen. Eigentlich könnte ich fast den ganzen Sommer bleiben, aber ich möchte das im Moment noch offenlassen.«

»Ich werde dich vermissen. Bitte ruf mich an, wenn du auf Rhodos gelandet bist. Bestell allen liebe Grüße, vor allem Yannis. Es tut mir leid wegen Lisa.«

»Das mache ich und melde mich, sobald ich mich etwas akklimatisiert habe.«

»Oder wenn der erste attraktive Grieche auftaucht. Nimm dich in Acht vor ihnen, besonders vor Barkeepern, die haben es in sich.«

»Okay. Ich werde mich hüten, und wenn ich einen Rat benötige, weiß ich ja, wen ich fragen kann. Mach's gut, Ellie.«

Schnell drücke ich den Off-Knopf meines Handys und reiche der Dame in der blauen Uniform mein Ticket.

Ich atme tief ein und schließe meine Augen. Die letzten Tage sind wie im Schnelldurchlauf an mir vorübergezogen. Der nächtliche Anruf von Manús, dem ältesten Sohn meiner Taufpatin Lisa, die ich immer als eine Art Lieblingstante angesehen hatte. Eigentlich war sie eine Cousine meiner Mutter, sie hat als junges Mädchen ihre Heimat verlassen und ist ihrer großen Liebe nach Griechenland gefolgt. Obwohl in den Sechzigern viele Mädchen davon träumten, die Kleinstadtidylle hinter sich zu lassen, war sie eine der wenigen, die es auch verwirklichten – an der Seite des jungen griechischen Gastarbeiters Yannis Deloudis, den sie in nur wenigen Wochen so verzaubert hatte, dass er bei ihren Eltern um ihre Hand anhielt. Und so zog die siebzehnjährige Lisa ohne ein Wort Griechisch zu sprechen aus dem Bergdorf Stemmling fort. Sie hinterließ ein paar traurige Freundinnen, einen gekränkten Verehrer und viele verständnislose Verwandte. Eine davon war ihre Cousine, meine Mutter Emmi.

»Hätten Sie gerne etwas zu trinken?«, werde ich von der Flugbegleiterin gefragt. – »Nein, danke.«

Das liegt nun schon mehr als vierzig Jahre zurück und Tante Lisas Rechnung war aufgegangen. Nach einem nicht so einfachen Start hatte sie es schließlich auf eine ansehnliche griechische Familie, bestehend aus einem gut verdienenden Ehemann und drei entzückenden Kindern, Manús, Sophía und Xénia, gebracht, die bei ihrem jährlichen Sommerurlaub in Österreich von diversen Verwandten und Be-

kannten bestaunt und geherzt wurden. Trotz all des Glücks und des Erfolges in der neuen Welt konnte Tante Lisa die Heimat aber nie vergessen, besuchte sie regelmäßig und pflegte einen regen Brief- und Telefonkontakt, vor allem mit Emmi, meiner Mutter.

Als Mama zum zweiten Mal schwanger wurde und noch einen Nachzügler erwartete, nämlich mich, rief Tante Lisa an, um ihr überschwenglich zu gratulieren und von den Fortschritten ihrer eigenen Wonneproppen zu berichten. Meine Mutter, wahrscheinlich gerade von einem Hormon-schub überwältigt, war so aufgedreht und fröhlich, dass sie Tante Lisa bat, meine Taufpatin zu werden.

Und nun ist meine Patentante verstorben, viel zu früh, wie mir ihr Sohn Manús Freitag Nacht mitgeteilt hatte. Obwohl Onkel Yannis und ihre Kinder alle wussten, dass der Krebs ihren Leib auffraß, wurden wir, die Verwandten in der alten Heimat, nicht informiert. Tante Lisa wollte es so, es war für sie schlimm genug, ihr Schicksal zu akzeptieren, ihre Verwandten in Österreich wollte sie aus dem »Dilemma«, wie sie es nannte, raushalten. Wenn es vorüber wäre, würde sie es erzählen und mit Emmi darüber lachen, dass sie dem Schicksal ein Schnippchen geschlagen hatte. Aber unglücklicherweise ließ sich das Schicksal nicht übers Ohr hauen und Lisa musste ihre österreichische Familie ohne Abschied zurücklassen.

Ich beobachte die anderen Fluggäste, die sich in den angrenzenden Sitzreihen befinden. Es handelt sich vorwiegend um Familien mit kleinen Kindern, junge Pärchen und einige Männer- beziehungsweise Frauengruppen, die sich alle auf den anstehenden Mittelmeerurlaub einstimmen. Dement-

sprechend laut ist es im Flugzeug. Ich scheine die Einzige zu sein, die alleine fliegt. Es fühlt sich ungewohnt an, denn normalerweise verreise ich mit Robert und Sam. Ich fange den Gesichtsausdruck einer verzweifelten Mutter vor mir auf, die ihr brüllendes Kleinkind nicht bändigen kann und kurz davor ist, aus dem Flugzeug zu springen, und muss lächeln. Nach einem weiteren Blick auf meine Sitznachbarn, ein älteres Ehepaar, das sich anscheinend nichts mehr zu sagen hat, fühle ich mich gar nicht mehr so schlecht.

Ich schließe meine Augen und stelle mir Tante Lisas Insel vor, das unbeschwertere Leben in einer Urlaubswelt und die fremden Menschen, von denen ich schon so manche Geschichte gehört hatte. Wie wohl der Fischer Iásos aussehen würde, der meine Tante immer mit Lebensmitteln versorgt und ihr den Dorfklatz ins Haus gebracht hatte? Obwohl ich ihre Heimat noch nie gesehen habe, fühle ich mich ihr ganz nahe.

Ich liebte meine Tante seit unserem ersten Zusammentreffen, an das ich mich gar nicht mehr erinnern kann, denn es handelte sich um meine Taufe. Stolz, ihre rote Mähne unter einem riesigen weißen Hut gezähmt, trug mich Tante Lisa in die kleine Kirche am Hügel, wo schon meine Eltern geheiratet hatten. Ich kenne diese Szene nur aus Erzählungen beziehungsweise von einem Foto, das sich in einem der Fotoalben meiner Mutter befindet. Angeblich lächelte ich meine Patentante während der ganzen Zeremonie an, und sogar als der Priester das kalte Weihwasser über meinen Kopf fließen ließ, strahlte ich noch immer wie ein Honigkuchenpferd.

Jeden folgenden Sommer, wenn Lisa mit ihrer Familie anreiste, saß ich bereits Stunden vor der Ankunft auf der



Treppe vor unserem Haus und erwartete »meine« Gäste. Da die Deloudis' jedes Mal mit einem anderen Mietwagen den Hügel herunterrollten, wartete ich stets auf den Moment, wo sie endgültig im Hof waren, um meinem Herz das Signal zu geben, dass es nun zerspringen dürfe, denn endlich waren sie alle da und damit die nächsten zwei bis drei Wochen meiner Sommerferien gerettet. Das änderte sich auch nicht, als ich nach Graz zum Studieren ging. Wann immer meine griechischen Verwandten ihren Urlaub im heimatlichen Dorf ankündigten, war ich selbst vor Ort, um sie in Empfang zu nehmen und mit ihnen die folgenden Wochen zu verbringen. Wir wohnten zwar in unterschiedlichen Ländern, aber waren uns näher als manche Nachbarn.

Erst durch meine Hochzeit mit Robert, den ich auf einer Uniparty in Graz kennengelernt hatte, lockerte sich unser Kontakt, denn Robert konnte mit meinem unspektakulären Heimatdorf, meiner Familie sowie der Verwandtschaft nicht so viel anfangen, wie ich es mir gewünscht hätte. Folglich verbrachten wir nicht mehr sehr viel Zeit in Stemmling und unsere sporadischen Besuche beschränkten sich eher auf Kurzurlaube zwei- bis dreimal im Jahr. Vor allem meine redselige griechische Tante war ihm suspekt und er freute sich, wenn er es schaffte, sich aus dem Mittelpunkt ihres Interesses zu befreien.

»Wärst du lieber ein Fisch oder ein Vogel?«, hörte ich Tante Lisa fragen, als sie Robert bei einem ihrer Besuche in die Mangel genommen hatte.

»Na ja, darüber habe ich mir noch nie Gedanken gemacht, aber wahrscheinlich ein Fisch. *Munter wie ein Fisch im Wasser*, so sagt man doch? Fische müssen nicht sprechen und führen ein stressfreies Leben.«

»Interessant«, antwortete meine kleine rothaarige Tante mit einem vielsagenden Lächeln im Gesicht.

Robert wusste ihre Mimik nicht zu deuten und grinste verlegen, nicht ahnend, ob er den Test bestanden hatte, beziehungsweise ob es überhaupt eine Prüfung gewesen war.

Für Tante Lisa wäre »Vogel« die richtige Antwort gewesen, denn für sie waren Vögel der Inbegriff von Freiheit und Erotik. Sie hatte mir einmal, an einem langen und kalten Winterabend in der Weihnachtszeit, ausführlich geschildert, dass Vögel immer schon die Verbindung zwischen Himmel und Erde, zwischen den Göttern und den Menschen symbolisierten. Sie legen weite Strecken zurück, stehen also auch für Unabhängigkeit und Mut. Eigenschaften, die meine Tante nicht nur immer schätzte, sondern auch lebte. Fische hingegen waren für sie kalt und glitschig, sehr gut geeignet, um sie zu essen, aber nicht, um mit ihnen zu leben. So sah es jedenfalls Tante Lisa, und Robert hatte auf voller Länge verloren, ohne dass ihm dies bewusst gewesen wäre.

Irgendwie gab es immer etwas, was die zwei aneinandergeraten ließ und meist in langen Diskussionen endete. Sehr oft ging niemand als Sieger hervor, denn keiner wollte seinen Standpunkt aufgeben. Was jedoch offensichtlich blieb, war der Umstand, dass sie sich niemals füreinander erwärmen würden. So sehr mich das schmerzte, ich konnte nichts dagegen tun. Mit war klar, dass ich beide lieben und Zeit mit ihnen verbringen konnte, aber nur unter der Voraussetzung, dass ich die zwei voneinander fern hielt. So reiste ich im Sommer sehr oft nur mit Sam und ohne Robert nach Stemmling, um ein paar Tage griechisches Flair zu erleben. Robert akzeptierte das mit Erleichterung und die Deloudis' stellten es nie in Frage. Robert wurde zwar erwähnt,

sie fragten auch nach ihm, aber eher auf eine oberflächlich-höfliche Weise, die für alle einen guten Kompromiss darstellte. Aus diesem Grund wurde auch nie ein gemeinsamer Urlaub auf Rhodos angedacht, denn Robert beharrte auf seinem Wunsch, meinen familiären Background zwar anzunehmen, aber bloß nicht überzustrapazieren.

Seine Familie ist so gut wie nicht vorhanden. Abgesehen von einer Schwester, der wir immer eine Weihnachtskarte schicken und die wir ein Mal im Jahr in Wien zu einem Mittagessen treffen, ist Robert eine Insel ohne Verbindung zum Festland. Seine Eltern sind früh gestorben und beide waren Einzelkinder, von Großeltern habe ich nie etwas gehört. »Ihr seid meine Familie«, verkündet er immer gerührt und ich fühlte mich deshalb sogar geschmeichelt. In den letzten Jahren frage ich mich allerdings, ob Robert, wäre er in einer intakten Familie aufgewachsen, nicht anders auf meine Familie reagieren würde. So anstrengend die Familie auch sein kann, so sehr gibt sie mir Rückhalt, ich wäre ohne sie und die gemeinsamen Erinnerungen, die wir teilen, nur ein halber Mensch.

Das Bordpersonal beginnt, die trostlosen Snacks auszuverteilen, ich entscheide mich für ein Käsesandwich. Dazu bestelle ich ein Glas Wein, denn Tante Lisa war davon überzeugt gewesen, dass ein tägliches Gläschen einem guttun würde. In Gedanken proste ich Tante Lisa zu.

Plötzlich muss ich an das Gespräch mit meiner Mutter denken und werde leicht sentimental. Ich war extra nach Stemmling gefahren, um ihr die Nachricht von Tante Lisas Tod zu überbringen.

»Mama, ich wurde heute Nacht durch einen Anruf aus Griechenland geweckt.«

»Hat Lisa wieder einmal vergessen, dass wir hier früher zu Bett gehen?«, fragte meine Mutter lächelnd.

Als ich langsam den Kopf schüttelte und zu Boden schaute, folgte mir ihr Blick. Sie hob meinen Kopf, und während mein Kinn in ihrer vom Alter gezeichneten Hand ruhte, sprach ich das Furchtbare aus: »Tante Lisa ist gestorben.«

Stille. Sehr lange sprachen wir beide kein Wort – der Satz hing in der Luft.

Dann, ganz langsam, kullerten die Tränen. Während Mama lautlos weinte, manifestierte sich in ihrem Gesicht das Begreifen. Kein Kind kann mit der Trauer der Eltern wirklich umgehen, und ich fühlte mich hilflos. Ich nahm meine Mutter in den Arm und streichelte ihr über den Rücken. Langsam und leise begann ich zu erzählen, was Manús mir in der Nacht zuvor mitgeteilt hatte.

Ich hielt meine Mutter fest, während sie weinte, genauso wie sie mich unzählige Male gehalten hatte, wenn ich wieder einmal unter Liebekummer litt. Damals hatte ich mir nicht vorstellen können, dass auch Mütter manchmal Trost brauchten.

»Mama, leg dich kurz hin. Ich hole dir etwas Wasser. Du bist ja völlig bleich.«

Ich blickte in ihre braunen Augen, die noch immer mit Tränen gefüllt waren. Sie stand auf, ich stützte sie, aber sie lehnte plötzlich meine Hilfe ab.

»Es ist gut. Ich brauche nur etwas Zeit, ich werde mich frisch machen.«

»Mama? Wozu? Setz dich doch und lass uns darüber reden«, versuchte ich sie zu beruhigen.

»Das ist lieb von dir. Aber Lisa ist tot. Ich kann damit gerade nicht umgehen und es tut verdammt weh.«

Ich war überrascht und schockiert zugleich. Ich sah meine Mutter vor mir wie nie zuvor, verletzlich – und das war etwas, womit *ich* nicht umgehen konnte.

Ich wische ein paar Tränen aus meinem Gesicht, welche die Erinnerung an unser Gespräch verursacht hat. Dann vernehme ich über Lautsprecher, dass wir uns auf dem Sinkflug über Rhodos befinden. Ich blicke aus dem Fenster und das Erste, was ich von Rhodos sehe, sind hunderte kleine weiße Häuser, welche chaosartig das weiße Ufer und den ockerfarbenen Boden der Insel besiedeln. Natürlich habe ich aufgrund der Tatsache, dass meine Patentante auf Rhodos lebte, schon einige Bücher darüber gelesen und kenne mich also, sofern man oberflächliches Schmöckern in Reiseführern oder Geschichtsbüchern als Wissensaneignung anerkennen kann, einigermaßen gut aus, was die griechische Geschichte und Mythologie betrifft. Ich weiß jedenfalls, dass Rhodos – laut Homer – sogar am Trojanischen Krieg beteiligt gewesen ist. Es handelt sich dementsprechend um ein Volk, das sich gerne in die Angelegenheiten anderer einmischt – perfekt für Getratsche, Verleumdungen und interessante Theorien, würde Ellie sagen.

In diesem Moment setzt die Maschine auf der Landebahn auf und nähert sich der Parkposition. Die Menschenmenge belohnt die Leistung des Kapitäns mit einem lauten Klatschkonzert, ich scheine die Einzige zu sein, die nicht versteht, warum man jemandem applaudieren soll, der einfach nur seinen Job macht. Man klatscht ja auch nicht, wenn man aus dem Autobus aussteigt, ich jedenfalls nicht.

Sobald die Maschine ihre Endposition eingenommen hat, hüpfen alle wie panisch hoch, als bestünde die Gefahr, eingesperrt zu werden, sollte man nicht innerhalb von Sekunden die Sitze verlassen haben. Ich bleibe demonstrativ auf meinem Fensterplatz sitzen, packe langsam die Zeitschriften in meine Handtasche und beobachte aus dem Fenster das Bodenpersonal, welches schon die Ladeluken geöffnet hat und unser Gepäck in Empfang nimmt. Es sind lauter Männer, sie tragen lustige orange Ohrenschützer und kurzärmelige weiße Hemden, einige haben Schweißränder unter ihren Armen, es muss wohl sehr heiß sein. Dennoch wirken sie gut gelaunt und ihre schwarzen Locken tänzeln im Wind. Ob ich will oder nicht, die gute Laune wirkt ansteckend und ich beginne, mich auf meinen Aufenthalt zu freuen. Als sich meine Sitznachbarn schon am Ausgang des Flugzeuges befinden, erhebe ich mich und mache mich ebenfalls auf den Weg nach draußen.

Der erste Eindruck ist im wahrsten Sinne des Wortes umwerfend, ich werde von einer heißen Windböe fast umgefegt, in dieser tropischen Hölle müssen so um die vierzig Grad vorherrschen, und in Sekundenschnelle spüre ich, wie kleine Bäche aus Schweiß meine Oberschenkel hinunterlaufen. Schnell steige ich die Treppenstufen hinab, um in den Bus zu gelangen, und erst als der Bus uns endlich beim Flughafengebäude absetzt und ich mich in der großen klimatisierten Gepäckhalle befinde, kann ich wieder frei durchatmen. Ich folge der Menschenmenge, die sich zielstrebig in eine Richtung bewegt und ein Förderband ansteigt.

Nach einigen Minuten verlasse ich den Bereich mit einem Wagen voller Koffer und Taschen in Richtung Ankunftshalle, welche nicht wirklich internationalem Stan-

dard entspricht. Es handelt sich um einen etwas breiteren Gang, in dem gelangweilte Menschen herumstehen, um Touristen oder Verwandte abzuholen. Ich lächle und mein Blick schweift umher, um meine griechische Familie auszumachen. Schnell überfliege ich die Schilder, welche in die Höhe gestreckt wurden, ob dort vielleicht irgendwo mein Name auftaucht – doch ich sehe weder Jo noch Josephine, schon gar nicht Schneider. Noch einmal sehe ich mir alle Wartenden genau an, um sicherzugehen, dass ich niemanden übersehe. Ich hole mein Handy aus der Tasche, schalte es ein und versuche, Manús anzurufen. Es klingelt, aber niemand nimmt ab. Hervorragend, das Griechenlandabenteuer fängt ja gut an!

Ich rolle meinen Wagen mit den vielen Gepäckstücken in Richtung Ausgang, welcher nur ein paar Meter vor mir liegt. Abermals schlägt mir ungewohnt heiße Luft entgegen und ich bemerke, dass ich schon wieder zu schwitzen beginne. Schnell streife ich die dünne Strickweste ab, die ich wegen der Flugzeuglüftung angezogen hatte. Schon besser, jetzt ist es nur noch mittelheiß, außerdem fühle ich einen leichten Luftzug, als ich die Ankunftshalle verlasse, was das Atmen erleichtert. Ich parke meinen Gepäckwagen vor einer blauen Sitzbank aus Holz, auf der ich mich niederlasse und warte. Irgendwann würde mich sicher jemand abholen. Eilig habe ich es ja nicht, also befehle ich meinem Geist und meinem Körper, sich zu entspannen.

Einer der Taxifahrer zeigt mir ein breites Grinsen, gerade so, als wolle er mir mitteilen, dass das Leben auf den griechischen Inseln einem eigenen Rhythmus folgt, dem sich jeder, ob Einheimischer oder Tourist, unterzuordnen hat.

Langsam breiten sich Sympathie für und Neugier auf dieses Inselvolk in mir aus und ich bin trotz des traurigen Anlasses voller Vorfreude auf das Wiedersehen mit meiner griechischen Verwandtschaft. Plötzlich sehe ich, wie ein dunkelblauer schmutziger Kombi um die Kurve quietscht. Schon aus der Ferne erkenne ich den Fahrer, denn diese blauen Augen, gepaart mit wuscheligen, längeren schwarzen Locken, hätte ich überall aus der Menge erkannt. Es mögen Jahre vergangen sein, seit ich in meinen Cousin verliebt war, aber sein Anblick verursacht bei mir offenbar noch immer Herzklopfen. Ein verwandtschaftliches, platonisches Gefühl war das allerdings – heute jedenfalls. Das Auto bremst schließlich genau vor mir ab und vier Türen werden gleichzeitig aufgerissen.

»Manús, du Besserwisser, ich habe dir doch gesagt, dass wir zu spät sind. Schau sie dir an! Jo, meine Süße, du musst hier alleine sitzen und auf uns warten!«

Onkel Yannis stürmt auf mich zu, und obwohl er nicht mehr der Jüngste ist, hebt er mich auf und wirbelt mich im Kreis herum. Dann küsst er mich dreimal auf die Wange und drückt mich so fest an sich, als würde er die Umarmung nie wieder lösen wollen. Ich lasse es geschehen und weiß, dass ich im Moment für alles stehe, was ihn an Lisa erinnert, vor allem auch an die Zeit, die er mit ihr in Österreich verbracht hat.

»Es tut mir so leid, Onkel Yannis«, flüstere ich ihm ins Ohr. Er drückt mich noch fester an sich und ich spüre, dass er weint. Wir bleiben einige Minuten schweigend stehen und jeder genießt die Wärme und den Halt des anderen Körpers.

»Papa, lass uns doch auch einmal hallo sagen«, höre ich Manús schließlich sagen.

»Natürlich, mein Sohn, du hast recht.«

Und schon blicke ich in die Augen meiner ersten große Liebe, Manús, die mich an damals erinnern, auch wenn sich mittlerweile natürlich einige Fältchen in seinem Gesicht eingestrichelt haben und das schwarze Haar, das zwar noch immer wild sein Gesicht umschließt, nun von einigen silbrigen Streifen durchzogen wird. Trotz allem muss ich mir eingestehen, dass mein Großcousin noch immer umwerfend gut aussieht und die Jahre ihm zusätzlich einen Hauch Reife und Erfahrung verliehen haben.

»Jo, mein Gott, du bist ja eine richtige Frau geworden – wenn Papa dich nicht erkannt hätte, wäre ich glatt vorbeigefahren und hätte dir nur hinterhergepfiffen!«

Damit küsst auch er mich herzlich auf die Wangen und wuschelt durch mein langes Haar.

»Ja klar, du Charmeur. Irgendwie hast du dich gar nicht verändert. Noch immer der alte Herzensbrecher, der seine Hände nicht von Blondinen lassen kann.«

»Das wollen wir mal nicht Mama verraten«, lässt uns Vassily wissen, eindeutig Manús' Sohn, obwohl ich auch einige Züge von seiner Mama Mélina erkennen kann. Ich begrüße den Jungen, der mich nur von Fotos kennt, freundlich. Tante Lisas Kinder waren früher jeden Sommer bei uns in Stemmling gewesen, als sie allerdings ihre eigenen Familien gründeten, gaben sie die Urlaube in Österreich auf.

Dann sehe ich noch zwei schüchterne, riesengroße grüne Augen hinter Onkel Yannis' Rücken hervorblitzen, und als ich das kleine Mädchen erkenne, das ganz offensichtlich Tante Lisas rotes Haar geerbt hat, welches umwerfend mit den Augen harmoniert, wird mir schwer ums Herz. »Dann bist du wohl Foteini, deine Oma hat mir ganz oft von dir

erzählt, ich freu mich so, dich endlich kennenzulernen!« Manús' Jüngste war meiner Tante wie aus dem Gesicht geschnitten, und Lisa hatte den roten Wirbelwind, wie sie die Kleine nannte, sehr in ihr Herz geschlossen. Natürlich hatte sie sich auch beschwert, wie anstrengend Foteini sein konnte, und dass ihre Nerven nicht mehr stark genug waren, um auf so ein Kind aufzupassen. Im Grunde aber war sie unendlich stolz auf die kleine Enkeltochter.

»Bekomme ich einen Kuss?«, frage ich Foteini, die sich noch immer hinter ihrem Großvater versteckt. Zuerst überlegt sie, dann sieht sie Onkel Yannis fragend an, welcher ihr zulächelt und nickt. Sie kommt langsam auf mich zu und schlingt dann, überraschenderweise sehr heftig, ihre Arme um meinen Hals. Mit zwei herzlichen Schmatzern auf meine Wangen wird unsere Freundschaft besiegelt.

»Lasst uns fahren, Jo hat sicher Hunger!«, stellt Onkel Yannis fest und ich befürchte, dass sich das Familien-Gen, was das kulinarische Wohl der Gäste betrifft, bis zu den griechischen Verwandten durchgesetzt hat. Höchstwahrscheinlich werde ich in Kürze wie bei Mama gemästet, nur nicht mit Schweinsbraten und Kartoffeln, sondern mit Moussaka und gefüllten Weinblättern. Wir zwängen uns also alle in Manús' alten Kombi, welcher mit einem Aufheulen gestartet wird und dann mit quietschenden Reifen das Flughafengelände verlässt.

»Haben wir es eilig oder willst du mich beeindrucken?«, versuche ich herauszufinden, während ich fast die arme Foteini erdrücke.

»Beides, Cousinchen«, lässt Manús mich grinsend wissen.

Ich werde im Auto alles Mögliche gefragt und antwortepflichtbewusst so ausführlich wie möglich. Mich selbst in-

teressiert momentan so gut wie nichts, denn ich habe das Gefühl, dass ich noch nicht ganz angekommen bin, und ich fühle mich in der fremden Umgebung etwas fehl am Platz. Ich sehe, wie kleine Dörfer an mir vorbeiziehen und entdecke Unmengen an bunten Büschen und Blumen – vorwiegend Bougainvilleas und Oleander –, welche die sonst eher karge Landschaft malerisch aufpeppen. Natürlich gibt es auch Olivenbäume, die teilnahmslos ihre knorrigen Äste in die Höhe strecken, die rissige Borke als Schutz, um der Hitze auf der Insel standzuhalten. Die Menschen auf den Straßen sind entweder Touristen, die sich optisch von der Inselbevölkerung abheben, welche viel dunkler und rassistischer aussieht als die Mittel- und Nordeuropäer. Die älteren Frauen, die wie auf kitschigen Postkarten ihr Haar mit einem dunklen Tuch bedeckt haben, schleppen sich durch die glühende Luft zum Gemüsehändler oder zum Fischmarkt. Sie sehen würdevoll aus, nicht gestresst, und auch wenn sie nicht mehr jung sind, haben sie ihre Aufgaben und tragen ihren Teil zum Zusammenleben bei. Die Frage nach dem Sinn des Lebens stellen sie sich wahrscheinlich nie, sie leben so, wie man es ihnen vorgelebt hat, und irgendwann verabschieden sie sich – vermutlich mit einem zufriedenen Lächeln im Gesicht.

»Wann findet das Begräbnis statt?«, frage ich schließlich leise. Alle verstummen, denn plötzlich steht die Tatsache im Raum, dass ich gekommen bin, weil Tante Lisa nicht mehr unter uns weilt. Manchmal ist es so einfach, eine herzzerreißende Gewissheit zu ignorieren, sie einfach auszublenden. Das funktioniert so lange, bis irgendetwas oder irgendjemand einem bewusst macht, dass man der Realität nicht entfliehen kann. Schweigend legen wir die letzten Kilometer zurück.

### 3. KAPITEL

Einige Minuten später sind wir an unserem Ziel angekommen. Nachdem wir das Ortsschild passiert haben, links abgebogen und eine schmale Gasse entlanggefahren sind, stoppt Manús das Auto vor einem großen weißen Haus.

Ich steige aus dem Wagen und sehe mich um. Natürlich erkenne ich das Gebäude, das ich auf diversen Fotografien schon gesehen habe, jedoch ist es etwas anderes, selbst davor zu stehen. Mächtig erhebt es sich vor mir, und obwohl es eindeutig im griechischen Baustil errichtet ist, erkenne ich doch den liebevollen Einfluss meiner Tante, die nach österreichischer Tradition alles mit Blumenbeeten und saftigem Grün umrandet hat, was in diesem Klima mit Sicherheit eine Unmenge an Bewässerung erfordert. Das Haus ist in Weiß gehalten, die Fensterrahmen erstrahlen in leuchtendem Blau, wie bei den meisten griechischen Bauwerken.

Mir fällt ein viereckiges, schwarzes Tuch über der Haustür auf, das offensichtlich kein Teil der Fassade ist. Ich nehme an, dass es mit dem anstehenden Begräbnis zu tun hat, und als ich Manús darauf anspreche, erklärt er mir, dass dies ein Zeichen dafür sei, dass in ihrem Haus getrauert wird. Onkel Yannis hat inzwischen mein Gepäck aus dem Wagen geholt, und erste Schweißperlen zeichnen sich auf seiner Stirn ab. Ich will ihm zur Hilfe eilen, werde aber sofort gemaßregelt, dass er das auf keinen Fall zulassen würde. Willkommen im Land der Machos, denke ich liebevoll, auch wenn sie schon etwas betagt sind und ihr Rücken ihnen diese Einstellung am Abend nicht danken wird.



Cornelia Pichler wurde in Kärnten geboren, wo sie bis zu ihrem Schulabschluss lebte. Nach einem Zwischenstopp in New York zog sie nach Graz und absolvierte dort ein Englisch- und Spanischstudium. Anschließend tauchte sie in die Welt des Möbeldesigns ein und leitete gemeinsam mit ihrem Ehemann das eigene Unternehmen. Parallel dazu verfasste sie immer wieder Texte und Übersetzungen. Seit 2010 widmet sich Cornelia Pichler intensiv ihrer Leidenschaft, dem Schreiben. Die Autorin lebt mit ihrer Familie in Graz.